

Der neue Artikel der deutschen Sprache

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mundart, so betonen sie, liegen die Grundlagen des wahren Volkstums und die Wurzeln der wahren vaterländischen Gesinnung, und durch die Förderung der Mundart werde auch das wirkliche Schweizertum gefördert.

Wir Deutschschweizer gehören nach Herkunft und Entwicklung in den Gesamtverband der Deutschsprechenden. Es gab Zeiten, wo große Vertreter des echten deutschen Geistes gerade in der deutschen Schweiz einen Mittelpunkt und eine Heimat fanden. Es war eine Zeit, wo kein „Reich“ als politische Zusammenfassung der Deutschen nordwärts des Rheins bestand. Es war aber eine Zeit, die ein hochgeistiges Deutschtum hervorbrachte und pflegte, an dessen Quellen sich später auch Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer labten und von dessen Reichtum wir auch heute noch zehren.

Man glaubt heute, von diesem Deutschtum abrücken zu müssen, weil es irrtümlicherweise gleichgesetzt wird mit einer politischen Gestaltung, die wir ablehnen. Man beachtet zu wenig, daß der deutsche Geist, der aus dem achtzehnten Jahrhundert zu uns herüberstrahlt, gar nichts zu tun hat mit dem, was wir auf dem politischen Felde mißbilligen.

Der deutsche Geist des achtzehnten Jahrhunderts ist uns in der deutschen Schriftsprache überliefert. Wir nehmen ihn auf in der Schule, und er ist Inhalt und Wesen auch unserer höheren Geistesbildung. Je mehr wir uns davon entfernen und uns in den mundartlichen Schmollwinkel zurückziehen, desto mehr trennen wir uns ab von einem Quell, der im Grunde auch uns labt, der uns Daseinsnotwendigkeit und Geistesnahrung auch heute noch und weiterhin sein muß.

Und unsere Kinder sollen in der Schule mehr Mundart pflegen? Täuschen wir uns nicht hinweg über die Gefahren einer solchen vermehrten Mundartpflege in der Schule! Sie wird auf Kosten der Schriftsprache gehen. Der Schriftsprache, über deren mangelhafte Beherrschung bei unsern obern Schülern heute lebhaft geklagt wird! Die Mundart, die bei uns heute fast das ganze außerschulische Leben beherrscht, findet in diesem großen Bereiche genügend Spielraum, so daß die Gefahr des Aussterbens der Volkssprache gering ist. Blicke der Einwand, die Mundart müsse landschaftlich reiner gehalten und bodenständiger werden. Kann das erreicht werden durch eine Mundartschreibung, die nur dadurch einige Aussicht auf Anklang findet, daß sie in eine deutschschweizerische Durchschnittsmundart gezwängt wird? Eine Mundart also, die nirgends gesprochen und deshalb ein künstliches Gebilde bleiben wird?

Man kann bei gut schweizerischer Gesinnung und bei aller Hochschätzung des deutschschweizerischen Volkstums in den heutigen Mundartbestrebungen eine Gefahr für lebenswichtige Grundlagen gerade dieses Volkstums erblicken.

Hg.

„Schwyzertütsch i de Normalschrift“.

Eine fachmännische Besprechung der unter der Leitung von Prof. Dieth ausgearbeiteten und in 86 Regeln gefaßten Einheitschreibweise für unsere Mundarten können wir erst in der nächsten Nummer bieten. Für heute genüge ein von Dieth verfaßtes Muster, das in der Schweizer Monatschrift „Föhn“ vom November l. J. erschienen ist.

Da unsere Druckerei den dort verwendeten neuen Buchstaben für sch (ein s-ähnliches Zeichen) nicht besitzt und wir

ihr die Anschaffung nicht zumuten können, geben wir ihn durch sch wieder. Der Akzent auf o und ö bedeutet offene Aussprache; ë steht für offenes e (ëne) zum Unterschied vom überoffenen ä (gäär). Die Großschreibung der Dingwörter wird noch „geduldet“. Also:

Wëmmer üsers schö Ländli wönd bhaalte soo wies ischt, so mömmer öpis tue förs. Mer müends schütze, aber nöd no mit Soldaaten und Gweer. Es kënt nö ganz anderi Gfödre. För d Blueme und d Tierli, för schöni Eggli und aalti Hüser, för die ischt scho gsödrget. Hüt wëerde si gschoonet; de Natur- und Häimetschutz hët da a d Hand gnoo und sicher scho vil too deför. Und d Lüüt? Wa gits döð öffelch z schoone? A öpis hët me scho tänggt: a üseri Schwyzer Chläider, a d Trachte. Au daa ischt schöö. Es blybt aber alewil nö öpis, wo mer bis iez wenig oder gäär nöd gachtet hët, wol wils jede bschtändig mit im selber ometräit: da ischt üseri Schpröðch.

Mit de Schpröðch vome Volch isch es e bsonderi Sach. Es schtëgget ëbe vil mee dehender, as mer grad eso cha ghööre mit em Oor. D Schpröðch ischt nöd no en Faane, wo mer cha aaschtegge, oder e Tracht, wo mer aalät und abziet; si ischt öpis, won äim sy Lëbelang blybt, wo mer aber doch mit de Zyt cha verlüüre, wils, ooni dammers mërggt, d Faarb cha verlüüre. E Schpröðch ooni Faarb aber ischt nüüt. Au drom nüüt, wil s Tenge dën öpe denöð ischt.

Es ghöört zor gäischtige Schterchi vomene Volch, wëns of em äigne Bode alewil nöd redt und tänggt wie früener. Daa hebets zëme und soo chas im selber treu blybe.

Meer Tütschschwyzter chönd nöd und wönd nöd vom Schwyzertütsch loo. Und daa ischt guet. Öpis aber falt iis schwäär: es suuber z bhaalte, chërnig und urchig. Am Wile fäältis nüme, bi vile, und de Wëög wird si nöd und nöd mösen uftue.

En Aafang ischt gmacht. Mer cha iez Schwyzertütsch au lëse und schrybe. Da hët mer zwödr scho früener chöne, aber d Lüüt hënd alewil gchlagt, es göng so schwär. Begryffli, këne hët gwöst, wien er söl schrybe, und jede hëts gmacht wies em grad ygfalen ischt. Iez hëmmer e tütschschwyzter Schrybwys. Gmäint ischt, das wën äine wil syni Mueterschpröðch schrybe, danner dën soo schrybt wien er redt, aber nöch feschte und voorgschribne Regle.

Die Regle sind imene Läitfade, wo me cha chauffe, zëmeschtellt und söled dë Winter i Kürse gleert wërde.

Der neue Artikel der deutschen Sprache.

„3¼ % Anleihe der Stadt Freiburg. Wir teilen Ihnen höflich mit, daß rubr. Anleihe einen guten Erfolg hatte und größtenteils durch die eingegangenen Konversionsanmeldungen gedeckt worden ist.“ So schreibt ein schweizerisches Bankhaus an mich. Frage: was für ein geheimnisvolles Ding ist rubr. Anleihe? Der Brieffschreiber wird wohl erklären: das heißt „die am Eingang des Briefes rubrizierte Anleihe“, und wir meinen damit: die genannte, die erwähnte, die Anleihe, um die es sich handelt, die Anleihe, von der Sie wissen, die zurzeit aufliegende Anleihe, die fragliche Anleihe; manchmal sagt man wohl auch (und das paßt zu unserm sonstigen Fach-, d. h. Bankbriefstil am besten): obige Anleihe, auch obgenannte war und ist da und dort gebräuchlich.

Ja, weshalb nun rubr.? Ein Wort, das ganz sicher eine Menge von Leuten, auch gebildete, auch solche aus dem Kundenkreis eines Bankhauses, nicht verstehen, ein Wort, so lang, daß man vorzieht, es abzukürzen, wodurch dem Leser eine kleine Rätsellösung zugemutet wird, ein fremdes Wort, das nicht der gesprochenen Sprache angehört, ein Wort, für das hier, wie eben gezeigt, wenigstens

4 oder 6 schlichte, einfache, verständliche, allgemein gebräuchliche deutsche Wörter zur Verfügung stehen.

Schließlich: sieht man denn nicht ein, daß das Wort nicht einmal verdeutscht oder ersetzt zu werden braucht, weil es ... überhaupt unnötig ist? „Wir teilen Ihnen mit, daß die Unleihe einen guten Erfolg hatte“, das genügt vollkommen und sagt um nichts weniger, als wenn statt des Artikels „die“ r u b r. gesagt wird. Was hat der arme deutsche Artikel: der, die, das getan, daß er jetzt auf einmal nicht mehr gut genug wäre und durch r u b r. ersetzt werden müßte? Ich bitte rubr. Brieffschreiber, mir darauf zu antworten. Glaubt rubr. Bankhaus nicht auch, daß es angezeigt wäre, wie andere Leute beim bisherigen der, die, das zu bleiben und rubr. Fremdwort, weil es weder schöner noch kürzer, noch verständlicher ist, lieber nicht anzuwenden? Rubr. Kundschaft würde das zum Teil angenehm empfinden und zum andern Teil allerdings nicht merken, was ja auch nicht schadet. Bl.

Für unsere Nationalkultürler.

Wir haben auch schon darauf hingewiesen, was für verschwommene Vorstellungen bestehen über schweizerische Kultur: bald rühmt man das „friedliche Zusammenleben unserer verschiedenen Kulturen“, bald schwärmt man von gemeinsamer Nationalkultur — je nach Gelegenheit. Nun gibt es ja sicher eine Zone geistigen Lebens, das gemeinschweizerisch und nur schweizerisch ist: das politisch-soziale Leben (trotz seiner Mannigfaltigkeit). Aber der Mensch lebt nicht vom Staat allein, und daß die Schweiz für sich geistig nicht bestehen kann, gesteht mit dankenswerter Offenheit der Verfasser eines Berichtes über „schweizerischen Kulturdienst“ in den „Mitteilungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft“ (Heft Mai-Juni), wo als Aufgabe der geistigen Landesverteidigung auch die Sorge um unser zeitgenössisches Kulturschaffen genannt wird; denn „die Situation für die schweizerischen Autoren ist z. T. schon recht kritisch und kann noch sehr viel kritischer werden. Dichter, Schriftsteller, bildende Künstler, Musiker und Wissenschaftler sind auf das Ausland angewiesen¹⁾; oft finden sie dort ihre erste Unterstützung, ihr Publikum. Mit der zunehmenden Abkapselung der ausländischen Staaten entsteht für die geistig Schaffenden in der Schweiz eine Lage, wie sie wohl überhaupt noch nie da war. Es wird ganz außerordentlich schwer sein, durch Maßnahmen im Inland den Nachteilen dieser Situation zu begegnen, aber es ist sicher schon ein Gewinn, wenn eine kompetente Stelle, wie der Kulturdienst sie sein könnte, sich ernsthaft und andauernd mit dieser Aufgabe beschäftigt und zum mindesten das Schweizervolk immer wieder auf die große Gefahr hinweist, daß unsere besten Kräfte in der Isolierung zu ersticken drohen“¹⁾. — Gewiß ein unverdächtig Zeug.

Vom Büchertisch.

St. Gallen, in der Mundartdichtung lange zurückgeblieben, wehrt sich unter der Führung unseres treuen Mitgliedes Prof. Hilty wacker. Von den Gedichten seiner letztjährigen Sammlung „Chomm mit, mer wend üs freue“ sind ihrer 60 kürzlich unter der freundlichen Einladung „Chomm mit üs go singe“ von St. Galler Musikern vertont erschienen (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 56 Groß-

¹⁾ Von uns gesperrt.

seiten, 4 Fr. 75 Rp.), für Familie und Schule, aber nicht nur für St. Gallen, wie ja auch die St. Galler gern das Lied singen von jenem Tal, wo's „so schön und luschtig“ gehe wie sonst nirgends auf der Welt. Zu fast allen Liedern ist eine einfache Klavierbegleitung gesetzt. — Von Klara Müller, deren Frühlingspiel wir f. Z. empfohlen, liegen aus demselben Verlage zwei ebenfalls hübsche Weihnachtsspiele vor, wieder mit Liedern von Max Haefelin. Beide Hefte sind kostbare Beiträge zur Pflege des kindlichen Gemütes.

Briefkasten.

M. S., Ch. Mein Lieber, Du beanstandest die Sätze in unserer letzten Nummer: „Wir können nicht anders, als unsere Mitglieder auf verwandte Bestrebungen hinzuweisen“ und „Wir können nicht anders, als die Worte Bundesrat Mottas zu diesem Heimatwerke anzuführen. Du hast recht. Die Nennformen „hinweisen“ und „anführen“ hängen ab von dem Hilfszeitwort „können“, und nach diesem setzt man bekanntlich kein „zu“; man sagt nicht „wir können hinzuweisen“ oder „wir können anführen“, und das bleibt auch so, wenn eine Nennform als zweites Glied angehängt wird. Es muß also heißen: „Wir können nicht anders als ... hinweisen“ oder „anführen“. Wie konnte uns jowas unterlaufen?! Gibt es mildernde Umstände für dieses Vergehen? — Gewiß, wir sind damit in schlechter Gesellschaft, aber auch in anderer. Goethe hat einmal geschrieben: „Ich wollte lieber in den Tod mich stürzen, als länger seiner Achtung zu entbehren“ und Lessing: „Jetzt können wir ... nicht anders, als es den Liebhabern ... nochmals anzupreisen“; auch bei Wieland findet sich der Greuel einmal. Da diese Herren sonst ziemlich gut Deutsch konnten, wird die Sache ihre Gründe gehabt haben. Vielleicht ist es so zu erklären: Niemand ließe sich einfallen, unmittelbar hinter dem „können“ die Nennform mit „zu“ zu bringen. Wenn diese Nennform aber vom regierenden „können“ so weit entfernt ist, so verschwindet auf dem langen Wege die genaue Bedeutung von „können“ und vermischt sich im Bewußtsein mit sinneverwandten Ausdrücken wie: wir sind nicht imstande, in der Lage, wir vermögen nicht, wir fühlen uns gedrungen oder gezwungen oder veranlaßt um., und alle diese verlangen das „zu“. Tönt die bloße Nennform, so weit von „können“ entfernt, nicht etwas schwach, so daß sie durch das „zu“ gestützt werden muß? — Aber Du hast recht; es ist, genau betrachtet, ein Fehler, und Pauls Deutsche Grammatik nennt auch die angeführten Klassikerzitate „ungehörig“.

E. Bl., R. So ja, die N. Z. N. sprechen von einem „riskanten Wagnis“? Das ist ein sehr bequemer Ausdruck; denn man kann ihn auch umkehren und ebenso gut von einem „gewagten Risiko“ reden. Die N. Z. Z. sprach kürzlich von „televispischen Fernrohren“ und früher einmal von „geistiger Mentalität“. Kinder schreiben etwa vom „weißen Schimmel“, vom „schwarzen Rappen“ und vom „alten Greis“. — Etwas Neues und etwas anderes ist aber das „Danaidengehenk“, (N. Z. Z.) eine geistreiche Vermischung des „Danaergehenks“, das die Griechen (die Homer gerne Danaer nennt) in Gestalt des hölzernen Pferdes den Trojanern hinterließen, mit dem durchlöcherter Faße, in das die Töchter des Danaos zur Strafe für ihren Frevel Wasser schöpfen mußten. Solche Gelehrtheiten sind manchmal ein Danaergehenk, und sie bekämpfen eine Danaidenarbeit. Ueber das Danaidengehenk hätte sogar das hölzerne Roß lachen müssen.

Allerlei.

Im „Organisator“ vom November 1936 erklärt ein Werbeberater von Beruf (H. Behrmann):

Ich bin gegen Fremdwörter. Nicht wegen eines starren Grundgesetzes, gegen den zu verstoßen meine heiligsten Gefühle verletzen würde, sondern gewissermaßen aus einem Bedürfnis nach Reinlichkeit.

Aus diesem Grunde spreche ich in Briefen und Vortragsvorträgen lieber von Werbung als von Reklame. Und da hat sich etwas Merkwürdiges gezeigt. Gegen Reklame haben die meisten Leute gefühlsmäßig eine Abneigung. Gegen Werbung dagegen nicht.

Das hat beim Geschäftsmann seinen guten Grund. Für Reklame muß er Geld ausgeben. Wirbt er aber Kunden, so bringen sie ihm Geld.

Das ist mehr als ein bloßes Gefühl. Es stimmt wirklich. Hier liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen dem Werbeberater und allen, die Reklame irgend einer Art verkaufen. Der Werbeberater will seinen Kunden werben helfen. Daß das etwas kostet, versteht sich, kommt aber erst in zweiter Reihe.

Das deutsche Wort ist also zugleich verständlicher, richtiger und — werbender. Reklame setzt unter ein Bild den Befehl: „Trink Aplo!“ Werbung macht auf Aplo glücklich: „Wie ein Apfel, frisch vom Stamm.“